

Viertes Buch.

Mit hoher Wonne, wie die Himmlischen sie fühlen, sah Romulus, daß seine Wünsche sich immer mehr der Erfüllung näherten. Der Friede mit Tusculum war geschlossen, der ehrgeizige Fabius versöhnt. Voll Freude warf er sich, als er von Tusculum zurückkam, in Silius' Arme, und sagte: „endlich steht uns der ehrgeizige Tusculaner nicht mehr im Wege. Wie schwer ist es, eine Thorheit wieder gut zu machen!“ — Eine Thorheit? fragte Silius. — „Ja, eine Thorheit; eine jugendliche, prahlrische Thorheit. Ich besiegte diesen Fabius, als er die Laurentinischen Mädchen geraubt hatte. Schon dieser Sieg mußte den Ehrgeizigen kränken; aber ich fügte auch noch Verachtung hinzu, wollte ihn auch erniedrigen. Es gelang mir; und so machte ich ihn zu meinem bittersten Feinde. O Silius, wann werde ich im Glücke meinen Stolz beherrschen lernen! . . . Er ist versöhnt, und ich hoffe, nun soll er uns helfen, anstatt uns zu hindern. Wer aber wird den unversöhnlichsten meiner Feinde, Amulius, mit mir versöhnen?“ — Versöhnen? rief Silius; Negecius und Iulia's Mörder? Nimmermehr! — „So gilt dir noch immer Rache, Be-

riedigung deines Hasses, mehr, als das Wohl, das Glück der Hirten, eines entstehenden Volkes? Silius, du entzündetest in meinem Herzen die ersten Funken der hohen Menschlichkeit; du pflanztest in meine Brust den ersten Keim der Tugend, die nichts will, als das Wohl der Menschen, und es auf Gerechtigkeit, auf Wahrheit gründet. Und du selbst willst etwas anderes, als das? willst Rache? Zerbrich endlich einmal den Pfeil, der mit dem Blute deines Freundes gefärbt ist. überlaß den Mörder den Pfeilen seines Gewissens; sie sind schärfer, als die deinigen." — Silius schwieg; aber er zerbrach den Pfeil nicht, weil er seinen Haß gegen Amulius nicht besiegen konnte.

Amulius war der Einzige, den Romulus fürchtete. Noch immer suchte der König den Hirten Feinde zu erregen. In Laurentum und in Lavinium waren seine Boten geschäftig; er stellte den Einwohnern Romulus Ehrgeiz vor, machte sie aufmerksam auf den Ackerbau, den dieser Jüngling unter seinen Hirten eingeführt hatte, und erregte Verdacht gegen den heiligen Zufluchtsort, der allen Menschen Sicherheit geben sollte. „Die kühnsten, unternehmendsten Männer," sagten seine Boten — „Räuber, welche aus allen Städten verbannt werden, fliehen zu den Hirten; dort finden sie Belohnung für ihre begangenen Verbrechen, und Si-

herheit für die künftigen." Sie lenkten die Blicke auf die neuen Feste, die Romulus eingeführt hatte, und droheten mit dem Zorne der Götter, wenn man Bündnisse mit einem Menschen schloß, der anstatt der alten heiligen Feste, selbsterfönnene feierte. Die Laurentiner dachten noch an die Wohlthat, welche Romulus ihnen erzeugt hatte, und in Lavinium war das Ansehen des Priesters Iulus zu groß, als daß die Voten etwas wirken konnten. Aber in den Sabinischen Städten fanden diese mehr Gehör. Bald werdet ihr, sagten sie, an der Tiber eine Stadt entstehen sehn, die den Fluß und die Mündung beherrscht. Ihr verachtet die elenden Hirten, die ohne Geseze, ohne Mauern, ohne Ackerbau lebten; aber bald werden sie Geseze haben, die Ehrfurcht von euch fordern, und Mauern, die euch bedrohen."

Wirklich hatte Romulus schon einige Befolgte, einige Unglückliche, einige verbannte Männer, die zu ihm geflohen waren, gütig aufgenommen, Hütten für sie erbauet und ihnen ein kleines Eigenthum gegeben. Diese, zum Theil edle Männer unterwarfen sich freiwillig, weil sein Geist den ihrigen beherrschte, seiner Größe, ohne von seiner Absicht ein Volk zu stiften, etwas Näheres zu wissen.

Romulus selbst sah ein, welche Schwierigkeiten der Bau einer neuen Stadt in der Eifer-

sucht seiner Nachbarn, die Amulius so sehr gegen ihn gereizt hatte, finden würde; er arbeitete deshalb nur langsam darauf hin, und vermied sorgfältig Alles, was Verdacht erregen und die Eifersucht vergrößern könnte. Zwar fühlte er sich jetzt schon stark genug, den Anmaßungen seiner Nachbarn zu widerstehen; allein er wollte sein neues Volk nicht unter Blutvergießen gründen.

Die Hirten, welche mitten unter den Beschäftigungen und der Ruhe des Friedens noch immer den Krieg liebten, fanden sie durch die Eifersucht ihrer Nachbarn mehr geehrt, als beleidigt. Sie merkten mit Stolz, daß man schon vor dem Volke, das noch nicht da war, zitterte, und ahneten eine ruhmvolle Zukunft, bereichernde Kriege, zu denen Romulus sie führen würde. Jetzt waren sie williger, lenksamer, als je; Romulus Rath und Vorschläge wurden scheller und genauer befolgt, als die Befehle der Könige.

So sah Romulus seine Plane glücklich fortschreiten; aber dennoch war er nicht glücklich. Fabius Entzücken in Septimiens Armen hatte die nur leicht bedeckte Flamme seiner Liebe aufs neue entzündet. „Ach,“ sagte er auf dem Rückwege; „wer wird mir Herfilien so zuführen? welcher Gott, welcher Zufall?“ Er blieb an der Mauer von Tusculum stehen, und sah trau-

rig nach Tibur hinüber. Dort, in den blauen Felsen, war die Grotte Neptuns, wo Hersilia ihm ewige Liebe und Treue geschworen hatte. Jene seligen Augenblicke traten aufs neue in voller Kraft vor seine Seele. Er fühlte die freudlose Last seines Lebens mitten unter dem höchsten Selbstgeföhle seines Werthes; er fühlte, daß der Mensch nicht allein zur Tugend, sondern auch zum Genuße des Glückes geboren ist. Die Hoffnungslosigkeit seines eigenen Lebens fiel mit starrer betäubender Gewalt auf sein Herz, und er warf sich an dem Abhang eines Felsen nieder.

„O Schicksal!“ rief er, und hob die Hände zögernd auf: „ist es nicht, als hätte die Natur mich eben so verstoßen, wie meine grausamen Ältern! Sie warfen mich in reizende tödtende Fluthen; schon meine Geburt war der Tod. Ich Unglücklicher! Zu welchem Herzen konnte ich als ein hilfloses Kind fliehen? Und jetzt, da sich ein Herz mir öffnet; da eine Brust voll Liebe zum ersten Male der meinigen entgegen schlägt — jetzt verstoßt mich die unbarmherzige Natur! Ich allein sollte ohne Liebe geboren werden, leben und sterben!“ Er legte die Stirn in die Hand, und ein ferner Strahl von Hoffnung auf Hersiliens Treue und auf die gütigen Götter erhellte das Dunkel, von dem seine Seele umgeben war. Noch einmal warf er

den trüben Blick nach Tibur; dann ging er, mit dem Entschlusse, bald den Ort wieder zu besuchen, wo Hersilia ihm treu zu seyn geschworen hatte.

Eines Morgens, spät im Herbst, nahm er den Weg nach Tibur zu. Lange blieb er an dem Wasserfalle des Anio, wo Hersilia ihm zuerst in die Arme fiel. Von diesen entzückenden Bildern der glücklichen Liebe begleitet, ging er nach der Grotte; und hier empfingen ihn neue Entzückungen. Hier lag er am Boden auf dem Moose der Felsen, und rief sich alle die Augenblicke zurück, da Hersilia an seine Brust sank, und ihm ewige Treue zuschwor. Ach, es war ihm, als hielte er die Geliebte noch einmal in seinen Armen, und als müßte gewiß der Augenblick kommen, da sie ganz die Seinige würde.

Auf einmal hörte er Fußtritte, und blickte auf. Es war der Unglückliche, der die Grotte bewohnte, aber jetzt noch bleicher, als neulich. Sein Haar hing verwirrt um seine Scheitel, und der Gram hatte ihn fürchterlich entstellt. Er schritt langsam neben Romulus weg in die kleinere Grotte. Romulus glückliche Träume waren verschwunden, und nur Mitleiden mit dem Unglücklichen erfüllte seine Brust.

Der Unbekannte zündete Feuer an; er war von der Jagd zurückgekommen, und hatte Wild

mitgebracht. Komulus horchte; als er nur schwere und tiefe Seufzer hörte, stand er leise auf, und trat in den Eingang der Grotte. „Ich war,“ sagte er sanft, „schon einmal dein Gast. Darf ich es zum zweiten Male seyn?“ Der Unglückliche sah Komulus starr an, und schien ihn zu erkennen; denn er reichte ihm vertraulich die Hand. Im Frühjahr, sagte er nach einem langen Schweigen, warst du hier. (Er betrachtete seinen Gast mit starren Augen.) Auch ist noch sonst Jemand hier gewesen, einige Tage später. Oder . . . (er legte den Finger an die Stirn) eine mitleidige Gottheit hat mich trösten wollen.

Komulus erinnerte sich des Kranzes und der Haarlocke, die Herfilia hier geweiht hatte. „Wenn du einen Kranz gefunden hast,“ sagte er, „und die Locke eines . . .“

Du weißt also? fragte der Unglückliche lebhaft, und stand auf. Wer weihte den Kranz? wessen war die Locke?

„Was ich weiß, will ich dir sagen. Ein Mädchen aus Antennä . . .“ —

Götter! rief der Fremde, und trat einen Schritt näher.

„Herfilia — so hieß sie —“, fuhr Komulus vorsichtig fort, „hat einer Freundin das Versprechen gegeben, den Kranz hier zu weihen, den Kranz von Immergrün, und die Locke.“

Der Fremde legte die Hand an die Stirn, nahm die Locke an der Brust hervor, und hielt sie nahe vor die Augen, als wollte er Thränen damit verbergen. Hersilia hieß das Mädchen? fragte er dann eifrig.

„Hersilia.“

Und ihre Freundin? Er starrte Komulus an.

„Sie nannte den Namen nicht . . . Möchtest du ihn gern wissen?“

Mit einem tiefen Seufzer und einem freundlich wehmüthigen Blicke an das Gewölbe, sagte der Andere: o wie gern! wie gern!

„Vielleicht erfährst du etwas mehr aus den Umständen. Mich dünkt, das Mädchen ließ den Kranz und die Locke durch ihre Freundin weihen, weil sie hier Glück genossen hatte. Hier, sagte Hersilia, war einst der Aufenthalt der zärtlichsten, der glücklichsten verfolgten Liebe.“

Der Fremde nahm die Locke hervor, und drückte sie heimlich auf seine Lippen; dann drangen plötzlich Thränen aus seinen Augen. Er trat ängstlich auf Komulus zu, und sagte leise: wenn es so ist, so habe Dank für die Nachricht. Es ist ihre Locke: der letzte theure Überrest meines unaussprechlichen Glückes. Ja, es ist ihre Locke! Ach du täuschest mich doch nicht?

„Ich erzähle dir, was ich sah, was ich

hörte. Nimm mit diesem Handschlage die Versicherung.“

Aber warum erst jetzt? warum nicht, als sie starb? — Das Wort „starb“ sprach er so leise aus, als wollte er sich selbst schonen.

„Starb?“ fragte Romulus, und suchte sich an die eigentlichen Worte Hersiliens zu erinnern. Ihm dünkte, als hätte sie zu ihrem Oheim von dem Mädchen als einer Lebenden gesprochen; doch war es ihm auch, als hätte sie gesagt: sie ist dahin! Er blieb zweifelhaft. „Starb?“ fragte er nach einem kurzen Besinnen. „Weißt du gewiß, daß das Mädchen todt ist? . . . Zwar“ — setzte er, schnell eilenkend hinzu — „du wirst wohl wissen, ob sie lebt oder nicht.“

Der Fremde drückte die eine Hand an die Stirn, die andre auf das Herz und schwieg. Romulus sann mit Anstrengung. Ihm dünkte jetzt, Hersilia hätte gewiß gesagt, das Mädchen lebe noch. „Könnte ich mich nur auf Hersiliens Worte besinnen!“ sagte er zerstreuet.

Grausamer Unmensch! rief der Fremde bitter. Darauf merktest du nicht? Das, was das Mädchen von ihr sagte, ach, vielleicht ihre letzten jammervollen Worte, hörte dein Ohr nicht? O ich Unglücklicher! — Er verbarg sich in den tiefften Winkel der Grotte, und schluchzte leise.

„Diese Grotte,“ wiederholte Romulus, um ihn wieder an sich zu ziehen, „sagte Hersilia, wäre der Aufenthalt eurer glücklichen, treuen und verfolgten Liebe gewesen.“

Der Fremde sprang auf. Eurer, sagtest du? Nannte sie mich? weißt du m e i n e n Namen?

„Sie nannte dich nicht. Aber ist diese Grotte der Aufenthalt deine Liebe gewesen, theurer Unglücklicher; war das Mädchen, das du liebtest, aus Antemná; hatte ihr Haar diese blonde Farbe; ist der Kranz von Immergrün von Bedeutung; so war es gewiß deine Geliebte, die beides hier weihen ließ.“

Der Fremde sah ihn starr an, als sollte er fortfahren. Ja, rief er dann; es ist ihre Locke! Bei den hohen Göttern, es ist ihre Locke; und Hersilia . . . o daß (er drückte die Hand an die Stirn) . . . daß mein Gedächtniß so schwach ist! Ja Hersilia war ihre Freundin. Ach Fabia, Fabia! du starbst, und ich Unglücklicher lebe!

Jetzt hatte Romulus aus neue Zweifel an des Mädchens Tode. Er glaubte, sich ganz deutlich zu erinnern, daß Hersilia zu ihrem Oheim gesagt hätte: die Unglückliche würde vor Verzweiflung sterben, wenn ich das nicht weihete! „Aber laß mich doch wissen,“ sagte er dringend: „eine Fabia aus Antemná?“

Nicht aus Antennä, antwortete der Fremde, sondern aus Luskulum.

„Aus Luskulum? Fabius Schwester? Lucius Tochter?“

O Götter! ja, das war die Unglückliche, die das Schicksal und ihr grausamer, herrschsüchtiger Bruder verfolgten. Ach, warum erinnerst du mich daran? Warum kamst du, mir meine Sinne zu rauben?

„Heilige Götter!“ rief Romulus. „Heilige Götter!“ seufzte er noch einmal. „Also dieser Fabius ist ihr Bruder? O, du Bejammernswürdiger! Ich kenne diesen ehrgeizigen Fabius. Er also verfolgte eure Liebe?“

Schweig, schweig! Wecke die Flamme meines Zorns nicht aufs neue mit seinen Namen! Nein unglückliches Mädchen; nein! Ich versprach dir bei unserm Scheiden, dich nicht zu rächen. Er soll leben! Aber warum ich? warum ich?

Romulus zitterte vor Erwartung, ob Fabius Schwester noch lebte. „Ich bitte dich,“ sagte er eilig: „laß mich deinen Namen erfassen. Du weißt . . .“

Der Fremde sah ihn starr an. Mein Name ist ewig verloren; denn dieser Felsen, dieser Aufenthalt — ach, sie selbst sagte: unsrer glücklichen Liebe — ist mein Grab. Nun geh! geh!
— Romulus trat ihm näher. „Sage mir dei-

nen Namen! Du weißt nicht. . . O, ich bitte dich, deinen Namen! Ich kenne Hersilien. Vielleicht hat sie noch Andenken von deiner Geliebten; die bringe ich dir. Deinen Namen!"

Aber du verschweigst ihn. Schwöre! — Romulus schwor. — Ich heiße Valerius, und bin ein Enkel des Priesters von Lavinium, Julus.

Romulus taumelte zurück, und rief mit rollenden Augen: „barmherzige Götter! Schrecklich! Deine Schwester Septimia ist Fabius Weib!“ Dann stog er an Valerius Brust, benehnte sie mit seinen Thränen, drückte ihn tausendmal an sich, und rief: Valerius, geliebter Valerius! ich bin ein Freund, ein Schüler deines weisen Großvaters! . . . und Septimia . . .! Er mordet den Bruder, und die Schwester wird sein Weib! — Septimia sein Weib? fragte Valerius, mehr erstaunt als erzürnet. Seit wann? — „Seit einem Monate.“ — Die grausamen Götter! Einige Monate früher, und ich wäre der glücklichste Mensch geworden. Die Zeiten rollen fort; das Schicksal der Menschen zerstört, tödtet: und erst auf das Grab leuchtet vergebens der Strahl der Hoffnung, ach! und giebt den Unglücklichen der Verzweiflung hin, weil er nun sieht, wie leicht seine Rettung gewesen wäre. Verlorne, armselige Menschen! Ich Unglücklicher! Meine Schwester

sein Weib! Warum nicht früher? Ein kleiner Strahl von Hoffnung hätte ihr Leben erhalten; ihr Herz stand nur still in der hoffnungslosen Finsterniß ihres Schicksals. Fabia! Fabia! Und mich umleuchtet die Hoffnung zu spät, damit ich dein Grab noch sehe! Grausame grausame Götter!

Romulus schwieg traurig bei den rührenden Klagen des Unglücklichen. Er faßte ihn in seine Arme, und klagte mit ihm. So gewann er Valerius Vertrauen, und öffnete dessen Herz dem Troste der Hilfe wieder. Beide saßen an dem erlöschenden Feuer. Sich mit Klagen unterbrechend, in langen Absätzen erzählte Valerius dem neuen Freunde seine jammervolle Begebenheit, und der Morgen leuchtete schon wieder, als er sie vollendet hatte.

Valerius verließ den glücklichen Hain, von Ruhmbegierde getrieben, und um die Völker kennen zu lernen, von denen sein Großvater erzählte. Dieser begleitete ihm an dem Abend da er von seiner Familie wegging, bis an die Gränzen von Alba. Hier setzte er sich mit ihm unter eine alte Eiche, und hob an: „Mein Sohn, schon achtzig Jahre lebe ich unter Menschen, denke über sie über mich; und nichts habe ich weniger begriffen, als den Menschen selbst. Man kommt in Versuchung, die Freude und den Schmerz, die Furcht und die Hoff-

nungen der Sterblichen wie nichts bedeutende Träume zu belächeln, ja ihrer zu spotten; denn nach wenigen Jahren ist das Menschengeschlecht von der Erde verschwunden, und das Grab hat sie mit allen ihren Schmerzen, allen ihren Freuden, vernichtet. Wer möchte über eine Last klagen, die nur einen Augenblick dauert? Wer sich über ein Glück freuen, das so vergänglich ist? Und wer bedarf des Grabes nicht, um bei der Hoffnung und Furcht der Menschen zu lächeln. Der Jüngling belächelt die Empfindungen seiner Kinderzeit, der Mann spottet über den Wahn seiner Jünglingstauschungen; der Greis glaubt, er allein wache, und sehe, was am menschlichen Leben wahr sey! und auch er vergeht im Grabe. Die Sterblichen scheinen ein Spott der Götter zu seyn. Das Leben ist die einzige Kette, an die wir gefesselt sind; wir haben nicht den Muth, sie zu zerbrechen, und unsrer Thorheit, unsrer Freuden, unsern Schmerz zu endigen. So, Valerius sah ich das Leben oft; und diese Vorstellung erniedrigte mich. Ich habte das Leben wie eine Schande, wie das Sklavenzeichen, das ein grausamer Herr an meine Stirn gedrückt hätte. Aber, mein Sohn, es giebt einen höhern Standpunkt, aus dem der Mensch das Leben betrachten muß, um über Schmerz und Freude, über Hoffnung und Furcht erhaben, um glücklich zu seyn, und die Götter

zu lieben, nicht vor ihnen zu zittern. Wirf deine Blicke nicht auf dich, auf einen Einzelnen; richte sie auf das ganze menschliche Geschlecht! . . . Der einzelne Mensch klagt, hofft, freuet sich, und vergeht; aber das menschliche Geschlecht dauert fort. Der Mensch ist unsterblich. Vom Vater auf den Sohn, auf den spätesten Nachkommen erbt er die Weisheit und die Tugend. Der Schmerz allein, die Furcht, wird mit dem Menschen ins Grab gesenkt. Von dem ersten Entstehen des Menschen an ist nur die Weisheit, die Tugend unter ihnen gewachsen; alles Andre vergeht mit den Einzelnen. Deine Hoffnungen, deine Freuden, dein Schmerz sind dein Eigenthum; deine Weisheit, deine Tugend ist das Erbtheil der künftigen Menschen. Deine Hoffnungen, deine Wünsche und Genüsse, deine Befürchtungen wechseln mit deinen Jahren; was dir allein bleibt, was dir als Kind, als Jüngling, als Mann, als Greis das dauernde Siegel aufdrückt, ist die Tugend, der Charakter, das Gefühl von dem, was Recht, was Unrecht ist. Genüsse, Feste, Opfer, Beschäftigungen, Sitten, Gewohnheiten, Kleidung, Wohnungen, Geräthe und Gewerbe der Menschen — Alles ändert sich immer; nur Eins bleibt: das Gewissen des Menschen, das Gefühl von Recht und Unrecht, die Begriffe von Tugend. Als ein Jüngling kam ich bis in die

Alpen, und war auch in Griechenland. Ich hörte andere Sprachen, sah andre Götter, andere Gewohnheiten, Sitten, Gesetze und Regierungen. Doch alle Völker stimmten in dem überein, was Tugend sey. Überall waren der Gerechtigkeit Altäre errichtet: die Herzen der Menschen! . . . Vor Jahrtausenden lebten die Menschen in Höhlen, von Früchten, nackt, ohne Götter, ohne Altäre, ohne Gesetze, aber Eins kannten sie alle — das ewige Gesetz der menschlichen Natur: sey gerecht! sey menschlich! thue wohl! Siehe, mein Sohn, dies ist das Einzige Ewige, Göttliche, Unsterbliche im Menschen! . . . Valerius, was dir auch begegnen mag, Glück oder Elend, Freude oder Schmerz, Ruhm oder Schande: bedenke, daß es vergeht, wie dein Leben; und du wirst in Allem mäßig seyn. Das einzige Unvergängliche im Menschen, die Tugend, die Gerechtigkeit, die Güte, bewahre, schütze und achte, was du auch dafür opfern mußt! Und nun leb wohl, mein Sohn. Die Götter mögen dich leiten, und glücklich wieder zu uns führen!“ — Der Greis drückte seinen Enkel an das Herz, und ging ruhig zurück in seinen Hain, den Aufenthalt der Tugend und Unschuld.

Da saß Valerius die Nacht hindurch auf dem Hügel, überdachte die Worte seines Großvaters mit Ernst, breitete die Hände zum Him-

mel aus, und rief! ich will die Tugend bewahren. Er ging nach Alba, und blieb dort einige Tage bei einem Gastfreunde seines Vaters. Dann verließ er die Stadt mit Anbruch des Tages, um nach Gabii zu gehen. Er stieg den Albanischen Berg hinauf, weil er in dem Tempel Jupiters beten wollte. Als er auf die Höhe kam, sah er vor den Säulen des hohen Tempels einige Jünglinge und Mädchen sitzen. Jene waren in einem lauten Gespräche über den Vorzug ihrer Thaten; und diese nahmen Theil daran. — Unter den Säulen des Tempels stand der Priester Jupiters, ein Mann mit einem sehr edlen Gesichte, der seine Jugend selbst unter den Waffen verlebt hatte. Er hörte lächelnd dem Gespräche der Jünglinge zu. Auf einmal trat er ihnen näher, und sagte mit Würde: ich freue mich über euren Streit, ihr Jünglinge von Tusculum. Ihr erinnert mich so lebendig an meine Jünglingsjahre. Seht, hier hängt ein Kranz von heiligem Eichenlaube, mit Gold durchflochten. Dieser Kranz (er nahm ihn von der Säule herab) sey dem edelsten Jünglinge bestimmt. Wer von euch hat die edelste That gethan?

Da standen die Jünglinge und Mädchen auf, und umringten den Priester. Valerius näherte sich dem Kreise; doch blieb er bescheiden außerhalb stehen, und nur sein Blick durchlief

die Jünglinge, weil er vorher errathen wollte, welcher wohl der edelste gewesen seyn möchte. „Erzählt mir eure Thaten,“ fuhr der Priester fort; „und du, (hier sah er Valerius an) du scheinst nach deinen Waffen ein Albaner; willst du mit um den Preis kämpfen?“ — Kämpfen wohl, erwiederte Valerius bescheiden: allein hier soll man schon gekämpft haben; und ich trage jetzt zum ersten Male die Waffen. Ich bin ein Fremder: wer könnte wissen, ob ich die Wahrheit sagte, wenn ich von mir erzählte? Erlaube mir zuzuhören. — Ja, rief ein Jüngling aus dem Haufen trotzig: zuhören geziemt einem Jünglinge, der erst die Waffen tragen lernt.

Worte werden mich doch nicht tapfer machen! antwortete Valerius lächelnd, aber bescheiden. Der Priester rief den fremden Jüngling näher. „Wenn du nicht mit um den Preis kämpfen willst, so sollst du mir wenigstens entscheiden helfen. Valerius trat näher, und stützte sich auf seine Lanze.

Der Jüngling, der eben geredet hatte (es war Fabius) hob an: Ich habe nur wenige Worte zu sagen; dann entscheide, Priester, wem der Kranz gebührt, oder laß auch diesen fremden Jüngling entscheiden. Als ich fünfzehn Jahre alt war, fielen die Sabiner in unser Gebiet ein. Die Tuskulaner zogen aus, und mein

Vater war ihr Feldherr. Noch hatte ich kein Lager gesehen. Ich bewaffnete mich mit einem Schild und einem Schwerte, und zog ohne Wissen meines Vaters dem Heere nach. Unsre Männer hatten eine Brücke besetzt. Die Sabiner zogen trotzig heran. Ein plötzlicher Schrecken ergriff die Tuskulaner, und sie wollten die Brücke, die der Eingang zu unsren schönsten Gefilden war, verlassen. Da stürzte ich aus dem Gebüsche, das mich versteckte, hervor, auf die Brücke, und rief: so vertheidige ich sie allein, bis ich falle, mein Vater! Die Sabiner kamen näher, und ich blieb stehen. Nun kam mein Vater mir zu Hülfe. Die Feinde wurden geschlagen, und Tusculum schenkte mir eine goldene Krone. Sieben Schlachten habe ich als Feldherr der Tuskulaner gekämpft, und nie wurde ich besiegt. Meine Mitbewerber sind meine Zeugen, daß ich zwanzig Feinde erlegt, zehn Lanzen und zwei ganze Rüstungen erbeutet habe. Das ist es, was ich für mich sagen kann. Laß nun auch die Andern reden, und dann entscheide!

Jetzt trat ein anderer junger Tuskulaner hervor, und erzählte seine Kriegesthaten. Er nannte die Schlachten, in denen er gefochten, die Feinde, die er getödtet hatte; und so folgte ein Jüngling dem andern. Nur Einer von den Jünglingen trat nicht hervor: und als der

Priester ihn dazu aufforderte, sagte er: was kann ich von mir rühmen? Ich habe die Schlachten meines Vaterlandes mit gefochten, und Niemand wird mir vorwerfen, daß ich feigherzig gewesen bin. Aber, entweder war mir das Glück nicht günstig, oder . . . — Er lächelte und schwieg. — „Oder?“ wiederholte der Priester, damit er fortfahren sollte. — Weinade, sagte der Jüngling erröthend, hätte ich etwas zu meinem eigenen Lobe gesagt. — „Nun? Rede!“ — Ich habe nie eine Waffenrüstung erobert; denn in dem Augenblicke, da mein Feind fiel, sah ich vielleicht einen meiner Freunde in Gefahr, oder wurde von einem neuen Feinde angegriffen. Ich habe keine Siegeszeichen aufzuweisen, nicht Eins: — Er schwieg mit einer sanften Heiterkeit.

„Aber doch,“ sagte der Priester, „seh' ich an deiner Seite, wenn ich nicht irre, ein Sabinisches Schwert.“ — Das, sagte der Jüngling, ist nicht Beute, sondern das Geschenk eines Sabiners. Ich trage es noch immer, weil es mich an einen sehr glücklichen Tag meines Lebens erinnert.

Ein junges Mädchen sprang hier auf, und warf sich in seine Arme. O, du edelmüthiger Erretter meiner Ältern! rief sie mit dankbarer Freude. Alle drangen in den Jüngling, ihnen zu erzählen, was das Mädchen meinte. Sie

ist die Tochter des Mannes, der mir dieses Schwert zum Geschenke gab, und meine Verlobte. Wir hatten die Sabiner besiegt, sie in die Wälder getrieben, und nahmen ihr Lager ein. Mich schickte unser Feldherr, dort Fabius, an den Eingang des Gehölzes zur Wache. Als ich da allein, und verborgen, stand, schleppete ein schwer verwundeter Sabiner sich zu mir hin, und seufzte mit jammernden Tönen: o, ihr gütigen Götter! wo soll ich sie suchen? wo? — Ich sprang hervor. — Wenn du ein Mensch bist, rief der Sabiner; so störe mich nicht. Ich senkte mein Schwert, von diesen Tönen des Jammers entwaffnet, und fragte. Der Mann suchte sein geliebtes Weib und seine Tochter, die, um sich nicht von ihm zu trennen, dem Heere gefolgt waren. O, sagte er, wenn du liebst, wenn du Vater bist, oder es werden willst, so habe Mitleiden mit mir! — Mein Herz war bewegt. Es ist ein Mensch, dachte ich. — „Ein Sabiner, ist er, hättest du denken sollen!“ rief Fabius. Das Mädchen zitterte, und faßte den Arm des Geliebten. — Ach, fuhr der Jüngling fort, in dem Augenblick dachte ich nicht an Tusculum. Ich verband des Sabiners Wunden, und führte ihn dann in ein Gebüsch, das ihn sicherte. Als man mich abgelöst hatte, lief ich im Lager umher, und fand endlich sein Weib und seine Tochter, als

Gefangene eines Tuskulaners. Dieses Mädchen hier war fünfzehn Jahre alt, und schön wie der Frühling. Ich gab dem Soldaten zwei starke Sklaven für Mutter und Tochter. Dann führte ich sie — freilich nur zögernd; denn mein Herz glühete schon von Liebe — aus dem Lager in das Gebüsch, wo ihr Vater lag. Ich gab ihm Gattin und Tochter wieder. Beide sanken vor mir auf die Kniee, und das Mädchen küßte meine Hände. Der Vater wollte mir das Lösegeld für die Seinigen doppelt erstatten; aber ich mochte, ich konnte nichts nehmen. Da vertauschten wir die Schwerter mit einander. Sie gingen, und ich kehrte mit dem Gefühl einer hoffnungslosen Liebe zurück. Ich wollte seinen Nahmen nicht wissen, daß ich nicht in Versuchung gerieth, ihn um seine Tochter zu bitten. Als Friede geworden war, kamen Vater, Mutter und Tochter nach Tusculum, und suchten mich auf. Ich verbarg mich; doch ich wurde verrathen. Der Vater gab mir des Mädchens Treue. O, meine theure Geliebte! rief der Jüngling hier, und umarmte das schöne Mädchen, das in Thränen zerfloß.

Gerührt hingen Aller Blicke auf dem glücklichen Paare, und in Valerius Augen standen Thränen. Nun sammelten sich die Tuskulanischen Jünglinge um den Priester her, und er sagte: „Dir, Fabius, gebührt nach meinem Urtheile

der Kranz, wenn anders auch dieser fremde Jüngling ihn dir zuerkennt.“ Valerius sagte sanft: ist der Kranz dem Muthigsten, dem geübtesten Krieger unter den Tuskulanern bestimmt, so gib ihn diesem Fabius. Allein du sagtest, der edelste Jüngling solle ihn haben; und so gehört er diesem, der dem Sabiner seine Gattin und seine Tochter wiedergab. Fabius ist ein edler Tuskulaner; dieser ein edler Mensch; in seiner Seele haucht der Geist der Götter. Ein Löwe würde dem tapfern Fabius den Kranz streitig machen; denn er ist noch stärker, unerschrockener. Mit der Handlung dieses Tuskulaners können nur Menschen und Götter den Wettkampf wagen. Fabius Thaten preißt noch sein Vaterland; diese That entzückt alle Völker. Entscheide du nun, Priester, wem du den Kranz bestimmst: dem edelsten Menschen, oder dem stärksten Tuskulaner!

Bei den Göttern! rief der Priester; du hast Recht, Albaner, Dem Edelsten war der Kranz bestimmt. Gib ihn, wem du willst. — Valerius legte den Kranz in des Mädchens Hände, und diese setzte ihn freudig auf die Stirn ihres Geliebten. Alle jauchzten; nur Fabius nicht. Dunkelroth, wie eine von der Sonne bestrahlte Gewitterwolke, stand er da, und warf zornige Blicke auf Valerius. Wenn du einmal, sagte er spöttisch, das Schwert so gut

gebrauchst, wie jetzt die Zunge; dann wirst du, denk' ich, anders über das, was edel ist, urtheilen. Hätten die Mädchen sich mit um den Preis beworben — wer weiß, ob er nicht sogar meiner Schwester zu Theil geworden wäre.

Warum nicht? antwortete Valerius fest. Wenn die Thränen da in den schönen Augen deiner Schwester Thränen der Theilnahme an der edlen That dieses Tuskulaners sind, so würde ich nicht ansehen, schon ihnen den Preis des Edelmutheß eher zuzusprechen, als starken Muskeln, oder der Beharrlichkeit im Kampfe. — Wie es scheint, erwiederte Fabius hohnlachend, stehst du auch lieber vor dem nassen Auge eines schönen Mädchens, als vor einem Manne mit dem Schwert in der Hand! — Der Priester mischte sich in den Streit, und endigte ihn. Fabius ging mit Zorn und Verdruß, von einigen Tuskulanern begleitet, in den Hain. Die Mädchen blieben fast alle da. Fabius Schwester saß allein auf den Stufen des Tempels, und hatte noch immer Thränen in den schönen Augen. Sie weinte jetzt aus Besorgniß um Valerius; denn sie kannte den unbiegsamen Stolz ihres Bruders.

Valerius näherte sich ihr von weitem, und ging dann zu ihr, da ihr Blick es zu wünschen schien. „Fremdling,“ sagte sie eilig, „verzeihe meinem Bruder. Er ist so unglücklich gewesen,

nie Widerspruch zu erfahren. Ach, dein Urtheil war aus meiner Seele gesprochen; aber ich bitte dich, vermeide meinen Bruder. Sein Zorn ist unversöhnlich, und seine Stärke unbefiegt. Ich bitte dich, vermeide ihn." Sie erröthete bei den Worten, und sah vor sich nieder. — „Und verzeihe ihm," setzte sie dann noch bittend hinzu. — Valerius war von der lieblichen Stimme wie bezaubert, und konnte nicht aufhören, die Güte und Güld in dem schönen Gesichte zu bewundern. Fürchte nichts, sagte er, Schwester des Fabius. Wir, dein Bruder und ich, sehen einander wahrscheinlich nie wieder. Doch — setzte er nach einem Augenblicke Schweigen hinzu — seh' ich, hör' ich dich, so möchte ich, deinem Bruder zum Trost, dich wiederssehen. Fabia stand auf, und ging zu den übrigen Mädchen die sich rings um die glücklichen Liebenden gesetzt hatten und sich noch immer von ihnen erzählen ließen. Jetzt kam ein Tempelknabe, und brachte ihnen von Fabius die Nachricht, daß er und die übrigen Tuskulaner durch den Wald hinab nach Tusculum zurückgegangen wären. Fabia sagte ängstlich: „o seht ihr? das erwartete ich! Nun gehen sie durch die Wälder jenseits des Flusses!"

Und wir, sagte der edle Tuskulaner, gehen den Weg durch die Ebne, und dieser Frem-

de begleitet uns. Sie sagten dem Priester Lebewohl, und stiegen die Weingärten hinab, welche die Seite des Berges bedeckten.

Valerius ging neben Fabia her. Er hatte mit seiner Entscheidung über den Eichenkranz tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht, und sie freuete sich, daß sie in seiner Gesellschaft nach Tusculum gehen konnte. Unterweges fragte sie ihn nach seinem Namen; und nun erzählte er ihr von seiner Heimath, von dem heiligen Haine, seinen Verwandten, der Weisheit seines Großvaters, der Einigkeit seiner Familie, und dem hohen Frieden der Tugend, der Unschuld, der Menschlichkeit, der sie beglücke. Er pries mit leuchtenden Augen, mit sanft gerührter Stimme, die Freuden seines verflohenen Lebens. Fabia von seinen Blicken gerührt, von seiner Stimme bewegt, durch die Beschreibung, die er von der Zufriedenheit seiner Verwandten machte, hingerissen, sagte mit Innigkeit: „o, wie glücklich würde ich seyn, wenn ich dort leben könnte!“ Valerius faßte ihre Hand, und sagte lebhaft: mit welcher Liebe, theure, faßte Fabia, würden meine Verwandten dich unter sich aufnehmen, wenn ein gutes Geschick dich zu ihnen führte; und mit welchem Entzücken würde ich an deiner Hand in diesen Aufenthalt der Treue, der Liebe und des Glückes zurückkehren!

Fabia erröthete, seufzte und schwieg. „Ich meine,“ sagte sie endlich, „daß ich noch nie das Glück einer solchen Ruhe genossen habe. Mein Bruder kennt nur Krieg und Waffen; und ich — ich liebe die Ruhe, die Stille. Ach, ich werde ihrer wohl nie genießen; denn . . .“

— Sie brach mit einem Seufzer ab.

Nie, Fabia? nie? Und deine Seele ist doch so ganz für diese hohen Genüsse der Stille, der Unschuld gemacht!

„Mein Bruder,“ sagte sie in einem halb scherzhaften, halb traurigen Tone, „meint das nicht. Er hat mich einem seiner Waffenbrüder versprochen, der den Krieg liebt, wie er selbst. Mein Vater starb, und mein Bruder. . . . Man muß vergessen, was man nicht haben kann.“

Nicht haben kann! wiederholte Valerius. Was könntest du nicht haben? Fabia? Wenigstens, was mein Herz und mein Arm dir geben können, ist dein.

Angstlich eilte nun Fabia, ohne zu antworten, um den Andern, die schneller gegangen waren, nachzukommen. Sie hingte sich dann an eines Mädchens Arm, und ging schweigend, ohne die trüben Augen zu erheben, weiter nach Tusculum, das die Gesellschaft am Abend erreichte. Unten am Hügel! trennte man sich. Wie du eilst, Fabia! sagte ein Mädchen; und hier ist doch das Lieblingswäldchen, das du so

oft besuchst. Fabia antwortete nicht; zu Valerius sagte sie leise: lebe wohl! und stieg nun eilig den Hügel hinan.

Valerius blieb noch eine Zeitlang bei dem Jünglinge, der den Kranz erhalten hatte, und der am Abhange des Hügel's auf der andern Seite wohnte. Hier wollte er Lebewohl sagen; aber Manlius (so hieß der Tuskulaner) führte ihn fast mit Gewalt in seine Hütte, daß er die Nacht bei ihm ruhen sollte. Valerius sprach den Abend von Fabia; Manlius nannte sie das sanfteste, unschuldigste Mädchen in ganz Tusculum, und beklagte ihr Schicksal, daß sie die Gattin eines Mannes werden sollte, den sie nicht liebte. Valerius legte sich spät nieder, und entschlief in Gedanken an die sanfte, schöne Fabia.

Am Morgen wollte er fort; Manlius hat ihn aber, einige Tage zu bleiben. Als jener die Einladung ausschlug, sagte Manlius Verlobte: „mit deiner Abreise verschwindet vielleicht Fabia's letzte Hoffnung.“ Valerius sah das Mädchen lächelnd an, und blieb. Gegen Abend führte sie ihn in das Wäldchen, das Fabia's liebster Aufenthalt war. „Sieh hin!“ sagte sie leise; und er sah in der Ferne Fabia, mit der Stirn in der Hand, auf dem Rasen sitzen. „Hier bleib!“ sagte das Mädchen nun zu dem Jüngling, und verließ ihn. Nach ei-

niger Zeit kam sie mit Fabia unter den Bäumen daher gegangen. Beide setzten sich vor das Gebüsch, hinter welchem Valerius stand, und fuhren in ihrem tiefen Gespräche fort.

Er ging, Fabia, sagte das Mädchen, voll Schmerz über dich! — „über mich?“ — Du verliebest ihn auch vor dem Wäldchen so kalt; deinem Feinde hättest du nicht kälter Lebewohl sagen können! — Fabia seufzte. — Er sprach gestern nur von dir, von deiner Güte, deiner Schönheit. Gewiß würde er noch geblieben seyn, wenn du freundlicher gegen ihn gewesen wärest. (Fabia seufzte noch tiefer.) Wenn er wiederkommt . . . fuhr das Mädchen fort — „Kommt er wieder?“ fragte Fabia freundlich. — „Aber, ach! ich darf ihn nicht sehen!“ setzte sie traurig hinzu.

In diesem Augenblicke trat Valerius hervor, und sagte: Fabia verzeihe deiner Freundin einen Scherz, den ich nicht schnell genug verstand. Ich bin noch hier. — Fabia sprang fröhlich auf. „Du hier?“ rief sie: „hier? woher kommst du? Sie sagte, du wärest fort.“ Endlich verstand Fabia den Jüngling, und dankte ihm heimlich für seine zarte Güte; denn sie war auf dem Wege gewesen, ihrer Freundin ihre Liebe zu gestehen. Valerius setzte sich zu den beiden Mädchen. Der Abend flog bei zärtlicher Heiterkeit hin, und Fabia versprach ihrer

Freundin, den nächsten Abend wieder hier zu seyn.

Sie kam, fand Valerius schon, und der Bund der heiligsten Liebe zwischen Beiden war bald geschlossen. Freilich füllten Sorgen für die Zukunft, Furcht vor Fabius stolzer Härte, ihre Herzen. Aber was scheint zuletzt der Liebe nicht möglich! Wie viel Gutes trauet nicht die Jugend jedem, selbst dem Verbrecher, zu!

In einer Stunde, da Fabius einmal heiter war, gestand ihm seine Schwester, daß sie liebe, daß sie glücklich sey, und beschwor ihn bei der letzten Umarmung ihres Vaters, der ihm das Glück seiner Schwester empfohlen hatte, ihr den einzigen Wunsch ihres Lebens, zu gewähren. — Und will ich denn nicht dein Glück, Fabia? sagte der Bruder sanfter, als sonst. Ich habe deine Hand versprochen; doch das läßt sich wohl noch abändern. Wer ist der Mann, den du liebst? —

„Jener fremde Jüngling, der auf dem Albanischen Berge vor dem Tempel Jupiters . . .“
— Sie vollendete nicht; denn ihres Bruders Auge funkelte schon von Zorn. Der? rief er: der? Unwürdiges Mädchen! Er faßte die Hand seiner Schwester, führte sie in ihre Halle, und sagte mit großer Härte: du liebst, den ich hasse. Es ist unmöglich. Der ist es? — Fabia sah ihn mit bleichem Gesicht, mit erloschenen

Augen an, und schwieg; alle Hoffnung war verloren. Am Abend warf Fabius einen langen Schleier über seine Schwester, übergab sie dem Manne, dem er ihre Hand bestimmt hatte, und begleitete sie bis vor die Mauern von Tusculum. Lebe wohl, Fabia, sagte er kalt. Ich sehe dich wieder, wenn du als die Gattin dieses Mannes zu mir zurückkommst; nicht eher — Fabia ging neben dem Manne her, und dieser brachte sie nach Tibur zu seiner Schwester, die dort verheyrathet war.

Valerius hoffte Wochenlang in dem Wäldchen vergebens auf Fabien. Eines Abends stand Fabius unvermuthet vor ihm. Endlich! sagte er, bitter lächelnd, und zog sein Schwert. Valerius wollte reden; Fabius drang aber wüthend auf ihn ein, und rief; ein Mädchen behörtest du mit Worten; den Bruder kannst du nur mit Thaten bestegen! Da schwang Valerius mit blinkenden Augen das Schwert, und sah in seinem Feinde nur den Verfolger seiner Geliebten. Mit unwiderstehlicher Stärke unterlief er Fabius, und entriß ihm das Schwert, den Schild. Nun zog dieser den Dolch. Valerius warf ihn zu Boden, hob das Schwert, ließ es schnell wieder sinken, und sagte mit Verachtung; Elender! dein Leben sey deine Qual!

Er ging langsam fort, und ließ den stolzen, jetzt besiegten, gedemüthigten, verachteten

Fabius zurück. Dieser stand, die Zähne knirschend, auf, rief mit jedem Schritte, den er that: abscheulich! und schwor dem Jünglinge unversöhnlichen Haß. Valerius kam zu Manlius. Hier eilte ihm dessen Verlobte mit der Nachricht entgegen, daß Fabia in Tibur sey, und nannte ihm auch das Haus, worin sie wohne. Einer ihrer Sklaven hatte das in Fabius Hause ausgekundschaftet. Valerius machte sich sogleich nach Tibur auf, und Manlius begleitete ihn dahin, um ihn einem Gastfreunde zu empfehlen. Schon nach einigen Tagen sah er Fabien bei einem Opfer. Sie bemerkte ihn, und kaum konnte sie sich erwehren, laut aufzuschreien, als sie ihn erblickte. Er winkte ihr mit den Augen zu, daß sie ruhig seyn möchte. Als die Mädchen dann in langen Reihen den Tempel verließen, ging Fabia an ihm weg, und sagte leise: „mein Gesang!“ Nun tanzten und spielten die Mädchen noch, von den Jünglingen umringt, auf der Wiese vor dem Tempel. Alle baten Fabien um ein Lied; und sie sang, mit etnem bedeutenden Blick auf den Geliebten:

Da, wo in heil'ger Dunkelheit der Grotte
Der Wellensturz aus Klippenschlünden dringt;
Im hohen Felsenrund, wo man dem Gotte
Des Meers die stillen Opfer bringt;
Da, wo nur der Zerstörung Donner schallt: —
Da ist der Liebe Aufenthalt.

Valerius hörte den Gesang nicht aus; er fragte nur einen neben ihm stehenden Jüngling nach der Grotte Neptuns. Nicht lange, so fand er sie am Ufer des Anio, und eben so, wie Fabia sie beschrieben hatte. Er behängte den Eingang mit wilden Rosen und Myrten, trug Moos in die Grotte, und bereitete einen weichen Sitz für seine Geliebte.

Schon lag ein heiteres Abendlicht auf den nahen Gefilden, da sah er die Geliebte von den Felsen herabsteigen. Er eilte ihr entgegen, und sie sprang von der letzten Klippe in seine Arme. Nun standen sie wieder, einander innig umfassend, zwei glückliche Wesen. Valerius führte Fabian in die aufgeschmückte Grotte, wo sie bis zum späten Abend blieb, und dem Geliebten die seligen Stunden einer reinen, himmlischen Liebe schenkte. Dann brachte er sie durch die Felsen hinauf bis zu dem Tempel der Sybille, und von hier war der Weg nach Tibur sicher. Er schaffte nach und nach, weil er sich mehr in der Grotte, als in Tibur aufhielt, einige kleine Bequemlichkeiten des Lebens hinein, arbeitete einen Schlund zu einer kleinern Grotte um, verbarg den Eingang dazu mit Felsstücken, und leitete in einer breiten Rinne einen Strahl des herabstürzenden Wassers an dem Eingange vorüber. Er und Fabia allein kannten die Steine, welche das Wasser nur eben bedeckte: die

unsichtbare Brücke zu dem stillen und dunkeln Aufenthalte der Liebe.

Selbst der Winter trennte Beide nicht, eine hohe Flamme erleuchtete die kleine Grotte, und erwärmte die Glücklichen. Sie brachten dem Neptun, dem Beschützer ihrer Herzen, fromme Opfer, und wünschten nicht mehr, als was sie hatten. Valerius ging nach Tibur nun, um Lebensmittel zu holen. Der Kreis seiner Grotte war ihm der Kreis der Erde: er faste ja ihn und seine Geliebte; die Mittagssonne, deren Strahlen durch die Öffnung in der Decke den Wassersturz beleuchteten, genügte ihm: sie beleuchtete ja das holde Gesicht seiner Fabia; die Wildniß war entzückend reizend für ihn: Fabia hatte ja überall gefessen. überall gestanden. In dem dunkeln Kreise der Felsen schworen Beide einander tausendmal ewige Treue. Sie zitterten nicht dem grausamen Fabius; denn wer konnte hier den Aufenthalt eines Menschen ahnen? Die Frau, bei welcher Fabia wohnte, und deren Liebe sie schon gewonnen hatte, bemerkte wohl, daß sie glücklich war, fragte aber nicht, wodurch sie es wäre. Auch der Priester der Sybille, der sie selbst in der rauhesten Jahreszeit jeden Abend von Neptuns Grotte kommen sah, freuete sich ihres Glückes, das er errieth. „Die Liebe,“ sagte er eines Tages, als er Fabien die beschneieten Felsen

hatte heraufsteigen sehen. — „die Liebe erleichtert dir diese Wege!“ — Freundlich, als segnete er ihren Muth, legte er ihr bei diesen Worten die Hand auf die Stirn. Sie sah ihn erröthend an, küßte seine Hand mit einem gutherzigen, vertraulichen Blicke, und sagte leise: die Härte eines Bruders zwingt mich dazu.

In der Ferne kam ihr Bruder. Fabia wollte die Seligkeit ihres Herzens verbergen; aber wer kann die glückliche Liebe verhehlen: An ihren glühenden, funkelnden Blicken, an dem warmen Hauche ihrer Rosenwangen, an dem Pochen ihres Herzens, an den schnellen Schritten, die sie vergebens langsamer zu machen suchte, an dem frohen Leben aller ihrer Bewegungen merkte Fabius ihr Glück.

Drey Tage lang widerstand sie ihrem sehnennden Herzen, und blieb zu Hause, weil sie das lauernde Schweigen ihres Bruders fürchtete. Am vierten wollte sie, da ihr Bruder, nach einem alten Gelübde seines Geschlechtes, an diesem Morgen opfern mußte, nur auf einen Augenblick zu der Grotte gehen, um ihrem Valerius zu sagen weshalb sie nicht komme. Die Arme wußte nicht, daß ein Sklav ihres Bruders sie unablässig beobachtete. In weiter Entfernung folgte ihr dieser bald hinter Gebüsch, bald hinter Felsen verborgen. Als sie die Felsen hinunterstieg, klimmte der Späher den Si-

pfel hinan, um sie im Auge zu behalten. Er sah, daß sie sich zwischen Felsen verlor, dann wieder hervorkam, endlich in die Arme eines Mannes eilte, und mit ihm in den Eingang einer Grotte verschwand. Eine Stunde wartete der Sklav; dann kam Fabia zurück, und wieder in den Armen des Mannes. Sie trocknete ihr Auge; aber der Gefühllose blieb ungerührt. Boshaft lächelnd sah er sie wieder zwischen den Felsen hervorkommen; auf weiten Umwegen eilte er ihr nach, und erzählte seinem Herrn, was er gesehen hatte.

Fabius ließ seine Schwester unter der Aufsicht seiner Sklaven, und ging, von zwei Bewaffneten begleitet, hinab in das Felsthäl auf die Grotte Neptuns zu. Valerius kam hervor. „War das der Mann?“ fragte er den Sklaven. — Derselbe, in dessen Armen deine Schwester . . . — „Schweig! . . . Kommt!“ — unterbrach ihn Fabius, und stieg hinunter. Er schlich leise um die Felsen hin; dann trat er auf einmal laut hervor, ging bei Valerius weg, und betrachtete ihn schweigend, mit einem bitteren, höhrenden Lächeln. Valerius ahnete sein Unglück. Entschlossen, alles zu wagen, eilte er hinter Fabius her; allein dieser war schon verschwunden.

Mit eben dem bitteren Lächeln kam Fabius zu Hause. Am frühen Morgen führte er seine

Schwester aus Tibur weg, und sagte unterweges spöttisch: du gehst nach Antemnä; da giebt es keine Grotten Neptuns! — Der Spott in seinem Tone machte Fabia kalt. Sie sah ihn mit einem verachtenden Blicke an; dann schürzte sie sich, um leichter zu gehen, und weinte nicht Eine Thräne. Nur als sie oben an die Höhe kam, wo der Sybillentempel stand, und ihr Bruder hohnlachend den Weg zwischen den Felsen hinab zeigte, da brach ihr das Herz. Sie streckte beide Arme nach dem Thale aus, wo sie so glücklich gewesen war, und rief: „Lebe wohl! o lebe wohl, du Edler!“ Fabius trieb sie, zu eilen. Am Tempel wurde sie von ihrem Schmerze überwältigt, und setzte sich bleich, bebend, auf die Stufen. Ach, könnte ich ihm, dachte sie wehmüthig, nur zurufen, wohin man mich bringt! In diesem Augenblicke trat der Priester aus der Halle hervor. Fabia sah ihn schmerzlich an, und rief: „mein Bruder! habe Mitleiden mit mir! bringe mich nicht nach Antemnä!“ Fabius ergriff ihre Hand, und zog sie mit sich fort. Noch einmal wendete sie den bittenden Blick auf den Priester. Dieser hatte sie verstanden; er zeigte die Felsen hinab, und sie ging nun muthiger weiter.

Valerius hoffte heute vergebens auf die Geliebte. Am folgenden Tage ging er nach Tibur, und erfuhr, daß Fabius seine Schwester von

da weggebracht hatte. Alle Versuche, zu erfahren, wo sie wäre, mißlingen ihm. Er ging selbst in ihre vormalige Wohnung, und erregte durch seine Trauer Mitleiden; allein Fabius hatte absichtlich den künftigen Aufenthalt seiner Schwester verschwiegen, und man wußte bloß, daß sie nicht nach Tuskulum gebracht war. Valerius schweifte nun rings in der Gegend umher, eine Spur von seiner Geliebten zu erforschen; doch vergebens. Endlich beschloß er, nach Tuskulum zu gehen, und zu versuchen, ob er vielleicht in Fabius Hause etwas erfahren könnte.

So kehrte er denn noch einmal zurück nach seiner glücklichen Grotte, um Abschied von ihr zu nehmen. Als er an dem Sybillentempel wegging, trat ihm der Priester in den Weg, faßte seine Hand, sah ihn an, und sagte: sey ein Mann! Du findest deine Geliebte nicht mehr; ihr Bruder brachte sie von Tibur nach . . . — „Götter! wohin? Du weißt?“ — Nach Antemnâ. — „Wie weißt du, ehrwürdiger Priester . . .?“ —

Als der Priester erzählt hatte, verließ Valerius ihn schnell, und eilte den Weg nach Antemnâ. Fabia war bei dem Könige Herfilius, und wurde da genauer bewacht; aber dennoch sah Valerius sie einmal. Sie war bleich, ging langsam, matt, und hob den halb erloschnen

Blick nicht vom Boden. Valerius drängte sich nahe an sie heran; allein sie bemerkte ihn nicht. Da überfiel ihn der Gedanke an ihren Tod mit Schrecken. Er konnte nicht länger zögern, und drängte sich ihr nach in des Königs Haus. Fabia! rief er, als sie eben in die Halle der Weiber gehen wollte. Sie sah sich um, lispelte: Valerius! und hing, noch bleicher, bebender, matter, in seinen Armen. Dies Schauspiel versammelte die Sklavinnen. Auch der König kam, und faßte Fabia's Hand, um sie aus den Armen des Jünglings zu befreien.

Sie ließ den Geliebten los, und sagte mit aller Kraft, deren sie fähig war: „Valerius, ich war treu. Mein Herz ist gebrochen; mein Leben erlischt in Gram um dich. Ich sterbe, Valerius; aber wir waren glücklich. Und auch jetzt,“ sagte sie lächelnd, „auch jetzt bin ich glücklich: ich habe dir ja Lebewohl gesagt. Lebe wohl, mein Eheurer! An den Strömen der Unterwelt, in jener stillen, dunklen Behausung, — ach, still und dunkel, wie unsere Grotte! — dort wo es keine harten Brüder giebt, dort seh' ich dich wieder. Lebe wohl!“ Sie sank noch einmal an sein Herz, und wurde ohne Sinne, bleich und sterbend, von den Sklavinnen in ihre Wohnung getragen.

Ohne Bewußtseyn war Valerius halb an eine Säule gesunken. „Sie stirbt!“ rief er end-

lich, in einem schrecklichen Tone. Kaum konnten der König und dessen Sklaven ihn abhalten, Fabien nachzudringen. Er verließ unter Verwünschungen das Haus, wo seine Geliebte starb, und taumelte in die Wohnung eines Landmanns, der ihn aufgenommen hatte. Am Abend, als seine wilde Phantasie über Planen brütete, wie er Fabien wiedersehen, sie retten, oder mit ihr sterben könnte, trat ein Mädchen in die Hütte, und fragte mit bebender, gerührter Stimme: bist du Valerius? — So heiße ich, antwortete er. Unglücklicher! sagte das Mädchen weinend; Fabia gab mir diesen Kranz, daß ich dich auffuchen, und ihn dir bringen sollte.

Valerius nahm zitternd den kleinen, von Zypressen-Zweigen gewundenen Kranz. In jenen glücklichen Stunden hatte Fabia ihm versprochen, wenn sie stirbe, ihm einen solchen Kranz zu geben, den er zur ewigen Trauer um seine Geliebte tragen sollte. Es war eine zärtliche Spielerei, bei der sie Beide damals lächelten; doch jetzt! — Er drückte den Kranz auf sein Herz, und die Thräne erstarrte im erblassenden Auge. Todt! stammelte seine blasse Lippe. — Sie starb in meinen Armen, sagte die Sklavin. Erkennst du den Kranz? Ich sollte ihn dir erst geben, wenn sie todt wäre. Fabia läßt dich bitten, . . . (Valerius hob das

bleiche Gesicht auf) . . . Antemnâ zu verlassen, dich zu retten, zu leben, zu verzeihen. Das waren ihre letzten Worte. „Die sterbende Fabia,“ sagte sie mit den bleichen Lippen, „läßt ihn darum bitten.“ Hörst du? Antemnâ zu verlassen, zu leben, zu verzeihen! Darum bittet dich die sterbende Fabia.

Ja, recht wohl! seufzte er, und drückte den Kranz fester an seine Brust. Er versank in ein tiefes Nachdenken, aus dem ihn sein mitleidiger Gastfreund vergebens zu reißen suchte. Um Mitternacht fragte er: wie war es? Sie ist todt? Der Antemnâ wiederholte ihm alles, was die Sklavin gesprochen hatte. Er ließ es sich mehrere Male sagen, und versank auf neue in eine tiefe Schwermuth, aus der ihn nichts befreien konnte. Nach einigen Tagen trat ein Diener der Geseze aus Antemnâ in die Hütte, und kündigte ihm in Namen des Königs ewige Verbannung von dem Antemnatischen Gebiete an. Danke den Göttern, setzte er hinzu, daß du ein Fremder bist! Deine Thorheit hat ein edles Mädchen getödtet.

„Mörder!“ rief er heftig; doch lächelnd setzte er hinzu: „ich soll ja verzeihen!“ Er stand auf. „Verzeihen, gehen, leben! Ich will es.“ Er ging langsam, den ersten Weg, den er antraf, irrte mehrere Tage in den Feldern umher, und lebte von Früchten. Der Anblick der Fel-

fen von Tibur weckte ihn aus seiner Betäubung. Er suchte die Grotte Neptuns wieder auf, ging hinein, und beschloß, um Fabia hier ewig zu trauern.

Das Alles erzählte der Unglückliche mit der schmerzenden Kälte, welche die Hoffnungslosigkeit erregt, und welche das Leiden noch rührender macht. Mit Anstrengung sann Komulus nun wieder nach. Je mehr er die Umstände verglich, desto unwahrscheinlicher wurde es ihm, daß Fabia todt sey; und doch wagte er es nicht, dem Unglücklichen seine Hoffnung mitzutheilen. Er faßte dessen Hand, und sagte mit einem sanften Vorwurfe: „zu leben, befaß dir Fabia!“ Lebe ich nicht? erwiederte Valerius bitter.

„Das heißt nicht leben, Valerius; das heißt athmen, um zu trauern. Leben heißt handeln. Könnte dein ehrwürdiger Großvater dich in dieser Grotte sehen, der Mann, der dir beim Scheiden sagte: sey mäßig in Schmerz und Freude; rette nur Eins, deine Jugend! — er würde für seinen Enkel erröthen, der nur dem Schmerze lebt, als sey dieser das Edelste seines Daseyns. Was — sprich Valerius! — was hast du gethan, seitdem du den heiligen Hain, wo dein Großvater dich zu Tugenden erzog, verließest? Für dich, für deinen Genuß, für deinen Schmerz alles; für die Menschen

nicht! Ermanne dich, Valerius! Der Mensch hält so gern Thränen für Tugend, Schmerz für Thaten. Fordert die Menschheit den Tribut der Tugend von ihm, den er schuldig ist, so zeigt er seine zerrissene Brust, und glaubt, ihn wirklich bezahlt zu haben. Was es dir auch kostet, sagte dein Großvater, rette deine Tugend. Willst du durch Thränen die Gerechtigkeit deiner Ansprüche auf das edle Mädchen beweisen? Was könnte ein Weichling weniger thun, als weinen? . . . Sieh, dieser Kranz von Immergrün ist das Bild des Menschen; auch in der Trauerzeit des Winters grünt er. Valerius, die Götter sendeten mich zu dir, dich und deine Tugend zu retten.“

Valerius sah ihn starr an, und ein neues lebendiges Gefühl hob seine Brust. Er reichte dem Freunde die Hand, und sagte: ich fürchte, daß ich die Kraft zu Thaten verloren habe. Ach, nenne mir Eine, Eine große That; ich will sie thun, und sterben. — Romulus erwiederte edel: „ich will dir eine nennen; die thu, und dann stirb: lebe tugendhaft! — Komm! ich will ein neues Leben in deine Seele gießen. Laß uns Freunde seyn, Valerius!“

Nun entdeckte Romulus ihm den Plan, aus den wilden, rohen Hirten ein gestittetes, glückliches Volk zu machen. Er entzündete in Valerius Brust die Flamme der edelsten Mensch-

lichkeit, welche in seiner eigenen loderte. Beide gelobten einander, so lange sie athmeten, der Tugend treu zu bleiben, und jedes Leiden um der Gerechtigkeit willen zu tragen. In ihrem Herzen tönte die Stimme der Gottheit, die von keiner Sprache ausgesprochen werden kann. Sie waren in dieser Minute der Erde, dem Leben entrückt, und ahneten eine Ewigkeit für die Kräfte ihrer Seelen.

Valerius wollte sogleich mit Romulus gehen; dieser bat ihn aber, hier noch einen Tag auf ihn zu warten, und eilte nun nach Tusculum zu Fabius. „Du hattest eine Schwester,“ hob Romulus feurig an. Ich habe sie noch, sagte jener kalt; sie lebt in Anagnin.

„Lebt? lebt? o ihr Götter! . . . Fabius, ich habe einen Freund, der ein sehr edler Mann ist. Sieh ihm die Hand deiner Schwester.“

Fabius runzelte die Stirn. Dein Freund?

„Ja, mein Freund; ein Albaner, der dich einmal vor dem Tempel Jupiters auf dem Albanischen Berge beleidigte. Fabius, ich bitte dich . . .“

Du bittest vergebens, antwortete Fabius kalt; und empfindlich sagte er hinzu: ist es doch beinahe, als ob das Schicksal unsre Wünsche einander immer entgegen stellte!

„Nein,“ rief Romulus mit freundschaftlicher Wärme; „das thut das Schicksal wenig-

stens hier nicht. Werde nicht empfindlich, lieber Fabius. Aber wenn du willst, so soll Septimia entscheiden, ob ich bitten oder du abschlagen darfst.“ Er erzählte nun Valerius und Fabia's Liebe und Leiden. Septimia entschied nicht zwischen ihrem Manne und Romulus; doch eine Thräne, wie über ihre Wange rollte, suchte sie ihrem Manne nicht zu verbergen.

„Entscheide du selbst, Fabius,“ sagte Romulus nun feuriger, und drückte ihn an seine Brust. „Entscheide du selbst, hier an dem Herzen deines Freundes, eines Jünglings, der mit dir, wie du, nach Größe ringt. Entscheide: darf ich, muß ich dich nicht bitten, deine Schwester dem Albanischen Jüngling zu geben? Fabius konnte fehlen; aber nie kann er, wenn er gesehlt hat, sagen: was ich that, war gerecht.“

Du darfst bitten, antwortete Fabius mit finsternem Blick; aber ich darf abschlagen.

„Nein, Fabius, das darfst du hier nicht, — weil du Fabius bist. So sprach ich zu meinem Freunde, eben dem Albaner; warum gingest du nicht zu Fabius, und sagtest: du bist mein Feind, edler Tuskulaner; und dennoch wage ich es, dich um die Hand deiner Schwester zu bitten. — Fabius, gesteh nur, du hättest Ja gesagt, weil du Fabius bist.“

Ich weiß nicht, sagte Fabius, ob ich Ja

gesagt hätte; doch jetzt, du unwiderstehlicher Mensch, sag' ich es.

Romulus faßte ihn in die Arme, und rief: „Edler Tuskulaner! Du solltest siegen, nicht ich! Dieser Albaner heißt Valerius, und ist Septimia's Bruder.“ O mein Bruder! mein Bruder! rief jetzt Septimia laut weinend; du bist der Unglückliche, der so lange von Menschen entfernt. . . — Sie warf sich ihrem Manne in die Arme. Fabius dankte Romulus zum ersten Male für ein Gefühl des Sieges — obgleich über sich selbst; aber dennoch fühlte er keine Liebe für ihn. Mit Widerwillen erzählte er nun, das Fabia den Tod ihres Geliebten eben so gewiß glaube, als dieser den ihrigen. Fabia hatte in dem Gefühl, daß ihr Leben nach einigen Augenblicken erlöschen müsse, wirklich ihrer Sklavin den Zypressenkranz gegeben, um ihn nach ihrem Tode Valerius zu überbringen; sie erholte sich aber wieder, und die Sklavin gab ihr einen andern Kranz zurück, für den wahren, den Valerius bekommen hatte. Man überredete Fabian nun: ihr Geliebter habe Antemna nicht verlassen wollen, sich zur Wehre gesetzt, und so im Kampfe das Leben verloren. Um dieser Unwahrheit Glauben zu verschaffen, gab Herseilius seiner Tochter, die gar nicht an der Sage zweifelte, den Auftrag, ihrer Freundin die traurige Nachricht mitzutheilen. Fabia

jammerte, und glaubte sterben zu müssen. Ihre Tugend besiegte zwar den Schmerz; doch lebte sie nur in tiefer Einsamkeit ihren Gram und ewigen Thränen.

Der Schmerz hat sie nicht getödtet, sagte Septimia; aber die Freude würde sie tödten, wenn sie auf einmal hörte, sähe . . . Fabius, laß mich ihr Herz zu der Freude vorbereiten; laß mich Zeuge des Wiedersehens seyn.

Fabius versprach es, und Romulus kehrte sogleich wieder zu der Grotte Neptuns zurück. Sein Auge funkelte, seine Wange glühte, seine Brust schlug hoch vor Freude, als er sich ihr näherte. Er warf sich zitternd in Valerius' Arme, mit dem festen Entschlusse, zu schweigen; denn Valerius' Tugend, nicht das ungehoffte Glück, sollte seinen Schmerz besiegen. Aber kaum konnten seine Lippen die seligen Worte: „sie lebt!“ bewahren.

Noch einen Tag lang wollte Valerius in der Grotte leben, ehe er den Aufenthalt seines Glückes und seiner Thränen verließ. Endlich, als der Morgen leuchtete, kniete er da nieder, wo Fabia sonst gesessen hatte, benetzte den Stein mit heißen Thränen, und sagte ihm Lebewohl, als wäre er die Geliebte selbst. Nun umfaßte er Romulus, weinte lange an seinem Herzen, und verließ dann an dessen Arme zögernd die dunkle Höhle. Willkommen denn! sagte er lei-

se, als er in das Sonnenlicht trat, und breitete die Arme aus. Ja, Romulus, ich will muthig die Bahn gehen, die du mich führen wirst.

Als sie den Felsen hinaufgestiegen waren, zeigte ihm Romulus vor den Säulen des Sybillentempels die große Aussicht bis an das Meer, und seine Höhen neben der Liber. „Sieh, diese Gegend,“ sagte er, „wollen wir mit Glück und Segen füllen.“ — Da, und da, rief Valerius: dort, zwischen jenen Felsen, kam sie herab; dort auf dem Berge sah ich sie zuerst! Er war auß neue trostlos. — Romulus führte ihn langsam die Höhen hinunter über den Anio in die Ebne; Valerius konnte sich nur mit Mühe von der geliebten Gegend trennen, an die sein Schmerz ihn fesselte.

Endlich kamen sie in den heiligen Hain, und vor die Hütte des Greises. Als sie die Thür geöffnet hatten, erkannte nur die Mutter, sonst niemand, das bleiche Gesicht des Jünglings. Sie sprang auf, wurde bleich wie Valerius, zitterte, und rief: mein Sohn! Jetzt erkannten ihn Alle — mehr an dem mütterlichen Angstgeschrei, als an den Worten: „mein; „mein Sohn,“ die der Schmerz fast verschlungen hatte. Lange hielten Mutter und Sohn einander umarmt. Der Jüngling sah sie Alle rings umher mit Thränen in den matten Augen an; nur

wenn sein Blick auf den Greis traf, schlug er die Augen nieder.

Alle umringten ihn, und wollten sein Schicksal wissen. Der Alte verbot ihnen, zu fragen, und befahl einer Enkelin leise, ein Lied zum Lobe der gütigen Götter zu singen. Alle stimmten, mit Thränen in den Augen, ein. Dann ergriff der Greis den Becher, und trank auf das Wohl seines Enkels. Der Abend wurde ein heiteres Fest. Alle lächelten wieder; nur das nasse Auge der Mutter hing unverwandt an dem bleichen Gesichte ihres Sohnes. Morgen, sagte der Greis endlich — morgen sollst du uns erzählen; die ersten Thränen der Freude und des Vertrauens gehören der Mutter. Geh, meine Tochter, und nimm ihn mit dir.

Romulus sagte nun, wo er Valerius gefunden hatte, und erzählte ganz kurz dessen Geschichte, doch ohne den Namen „Fabius“ zu nennen. Dann ging er mit dem Greise noch unter die Säulen vor dem Hause, und erzählte ihm die Begebenheit ausführlicher. Zuletzt sagte er, daß Fabia noch lebe, und daß ihr Bruder sie Valerius geben wolle. Der Greis billigte es, daß Romulus seinem Enkel dieß noch verschwiegen hatte; denn erst sollte Valerius das Glück, Fabien zu besitzen, durch Befiegung seines Schmerzes verdienen.

Am folgenden Morgen versammelte der Greis die ganze Familie im Schatten vor der Hütte. Valerius hob seine jammervolle Geschichte an. Als er erzählte, daß Romulus ihn bewogen habe, die Grotte zu verlassen, näherte sich die Mutter diesem, umfaßte ihn, und nannte ihn zum zweiten Male: Sohn. — Der Greis sagte nun etwas über das menschliche Herz; dann nahm er Valerius Hand, und führte ihn allein in den Wald. Am Mittage mußte ihnen ein junges Mädchen Speise hintragen, und es erzählte nachher: der Großvater wäre sehr gerührt gewesen; aber noch mehr der arme Valerius.

Erst am Abend kehrten Beide zurück. Der Greis war heiter, wie immer: der Jüngling ging neben ihm her, und betrachtete ihn mit ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit. Er bot, so wie sie ankamen, zum ersten Male lächelnd, seiner Mutter und allen die Hand. Nun, sagte er, bin ich wieder bei euch. O verzeihet mir über meinen Schmerz vergaß ich, daß ihr mich liebtet, daß ihr um mich trauern mustet. O Mutter! ich konnte vergessen, daß du um mich littest! Jetzt erst seh' ich, wie unmenschlich man wird, wenn man sich einer Leidenschaft ganzlich hingiebt! O, mein theurer Vater! sagte er, und beugte sich auf des Greises Hand; du schontest meiner: du nannstest mich nur un-

glücklich; ich war hart, grausam gegen euch.

Valerius gab sich nun den Liebfosungen seiner Verwandten hin, und wurde heiter. In seiner Brust regte sich zum ersten Male die Hoffnung — nicht, glücklich zu werden, sondern durch Menschlichkeit und Tugend Glück zu verdienen. Wer sich des Glückes werth fühlt, kann nie ganz unglücklich seyn, hatte der Greis so oft gesagt; und Valerius fühlte jetzt die Wahrheit dieses Ausspruchs.

„Morgen,“ sagte der Greis als man sich trennte — „morgen feiern wir das Fest der häuslichen Liebe, des häuslichen Glückes. Morgen, meine Kinder, soll kein Herz in diesem Haine unruhig schlagen. Auch das deinige nicht, mein Sohn; du wirst in unserm Glück mit glücklich seyn. Kommt morgen bekränzt, in euren besten Opfergewändern, hier unter diese Bäume. Mädchen eure schönsten Lieder sollen uns erheitern. Bringt eure Flöten mit, meine Söhne. Wir wollen versuchen, ob wir nicht den Kummer dieses Herzens gänzlich in Freude verwandeln können. Morgen mit dem Ausgang der Sonne seydt Alle hier. Nicht einer darf fehlen!“ Er ging, und Alle folgten ihm heiter.

Septimia war unterdessen mit Fabius nach Antemná gegangen. Er scheuete jetzt den Blick seiner Schwester, die er glücklich machen woll-

te, und ließ Septimien allein zu ihr gehen. Während der Zeit erzählte er dem Könige von Antenna und Herfilien, welche Wendung das Schicksal seiner Schwester genommen hätte. O, ihr Götter! rief Herfilia freudig. Aber ich beschwöre euch, ihr ja mit Vorsicht zu entdecken, daß Valerius noch lebt! Septimia sagte: ich selbst will sie langsam darauf vorbereiten, wenn ich mit ihr nach dem heiligen Haine gehe. — Und wer, du harter Fabius, fragte Herfilia, hat dich denn endlich bewegen können, das Glück deiner edlen Schwester nicht länger zu hindern? — Romulus, der Anführer der Hirten. — „Dieser Räuber? Doch ich höre jetzt so viele edle Thaten, so viele Wunder von ihm! . . . Und wie hat er dich bewogen?“ Fabius erzählte, und die Achtung, die Herfilia schon für Romulus fühlte, vermehrte sich noch.

Fabia lag, als Septimia zu ihr kam, auf einem Ruhebette, in stille Geduld versenkt. Sie war bleich, aber noch immer unbeschreiblich schön. Ihr blondes Haar hieng in großen Locken auf die weißen Schultern, und ein Zypressenzweig schlang sich hindurch, doch so, daß man ihn kaum bemerkte: ihre Trauer bedurfte keines Zeichens; sie wohnte in der ewig treuen Brust. Fabia glich einem schönen Schatten der Unterwelt, der auf den frohen Gesilden

der Seligen wandelt. Ihr Kummer war kein Schmerz mehr, nicht einmal Klage; er war eine sanfte Geduld geworden, die alles, auch die Hoffnung hingiebt, und von den Menschen nichts mehr erwartet.

Sie sah nicht auf, als die Thür ihres Zimmers sich öffnete. Septimia betrachtete sie lange. Endlich sagte sie mit einer Stimme, die in mildem Weinen zerfloß: bist du Fabia? — Fabia hob das matte Auge auf, und lächelte einen Augenblick, als sie sagte: „ich bin es.“

Und kennst du mich nicht? fragte Septimia, ohne sich zu nähern.

Fabia betrachtete sie, besann sich, und schüttelte den Kopf. „Wer bist du, Fremde?“

Ganz fremd bin ich dir nicht; ich bin die Schwester des . . . Ich wollte, du erriethest wer ich bin.

Fabia sprang auf. Sie erkannte in Septimians Gesicht Valerius' Züge, und eine heitere Röthe flog über die blassen Wangen, wie ein Strahl der Sonne an einem dunklen Tage über die Erde hinstiegt. „Valerius' Schwester!“ rief sie: „Septimia? Ja, du bist es!“ Septimia fiel in ihre Arme. „Von dir,“ fuhr Fabia eilig fort, „von dir hat er mir tausendmal erzählt, wie gut, wie unschuldig, wie sanft du wärest. O willkommen, tausendmal

willkommen, Schwester meines Valerius! Ihr guten Götter, so war doch noch Eine Freude für mich in euren segnenden Händen! . . . Ja, ich erkenne sein Auge; so war seine Stirn, so die sanfte, freundliche, seelenvolle Stimme. Ach, den Ton, mit dem er, mich: gute Fabia, nannte, denn konnten sie meiner Seele nicht nehmen. Und nun habe ich dich, theure Schwester, meines Valerius! Aber — wie konntest du zu mir dringen? wie erlaubte man seiner Schwester, zu der armen Fabia zu kommen?

Das sollst du erfahren, liebe Fabia. Man erlaubt noch mehr. Du darfst, wenn du willst, mit mir gehen, und immer bei mir leben.

„O, ist das wahr? Mit dir leben? immer? mit Valerius Schwester? O, täusche mich nicht, Septimia! täusche die Unglückliche nicht.“

Du kannst igt gleich mit mir gehen; niemand wird dich aufhalten.

Fabia warf sich in Septimiens Arme.
„Jetzt gleich? Laß uns gehen! laß uns fliehen, eh' ich sterbe!“

Septimia hatte ihrem Manne gesagt, sie wolle Fabien mitzunehmen suchen; er hatte aber gezweifelt, ob sie ohne zu wissen, daß Valerius lebe, Antemna verlassen würde. Septimia glaubte, Fabia's erste Lebhaftigkeit nützen zu müssen, und führte sie aus dem Zimmer durch das Haus. Nur zögerte sie, weil sie erst

ihrem Manne Nachricht zu geben wünschte. Aber Fabia flüsterte ihr zu: „Komm! eile! sie lassen mich sonst nicht.“ Septimia sagte lächelnd: traue mir; sie lassen dich. —

Jetzt kam Hersilia, und küßte Fabien. Septimia winkte ihr mit den Augen, faßte Fabians Hand, und ging mit ihr die Stufen hinunter. Fabia zitterte, so oft sie einen Menschen sah. Sie begriff nicht, warum man sie nicht aufhielt, nicht verfolgte, und warf scheue ahndende Blicke auf Septimien. Als sie vor den Mauern der Stadt waren, rief sie: „den Göttern sey Dank! Mein Bruder! o mein Bruder!“

Er würde dich nicht aufhalten, sagte Septimia beruhigend. — „Nicht? O, du unbegreifliches Wesen! Ja, unter deinem Schutze gehe ich sicher.“ Septimia überdachte nun, wie sie Fabien sagen sollte, daß sie die Gattin ihres Bruders sey; denn schon bei dem blossen Nahmen Fabius zitterte die Arme.

Sie giengen nicht weit; eine Hütte, deren Bewohner schon vorher wußten, daß sie kommen würden, nahm sie auf. Fabia, die von dem kleinen Wege sehr ermüdet war, legte sich nieder, und war nach wenigen Minuten eingeschlummert. Am folgenden Morgen setzten sie ihren Weg fort, doch von einigen Sklaven des Fabius begleitet, die immer in ihrer Nähe blie-

ben, um zu jeder Hülfe bereit zu seyn. Septimia wollte nun Fabien allmählig auf die große Nachricht vorbereiten; allein diese war so gewiß von Valerius Tode überzeugt, daß sie keine Anspielung auffaßte. Beinahe verlor Septimia die Hoffnung, sie auf den ahnenden Gedanken zu bringen, daß ihr Geliebter vielleicht noch leben könne. Sie beschloß daher, nur von etwas Unerwartetem zu reden, das Fabien begegnen würde. Sie sprach in dunklen Worten, in Rätselfeln, geheimnißvoll, von dem Schutze, den die Götter so oft den guten Menschen verleihen. Fabia wurde scheuer und ängstlicher. Septimia sagte: „was den Sterblichen unmöglich scheint, ist vielleicht schon wirklich! Der Hoffnungslose steht oft ganz nahe bei seinem Glücke, und wenn die Götter wollen, so giebt das Grab die Todten wieder. Sieh, Fabia, als du Antemna verliehest, fürchtetest du, man würde dich aufhalten. Ich kam; und deine Wächter waren blind, deine Feinde stumm. Hattest du das für möglich gehalten? Es sind mehr Dinge möglich, ohne daß du es glaubst. Die Sterblichen sehen nur den Augenblick, der vorüberreilt; die Götter sehen die Zukunft, und lächeln über unsre Schmerzen. Noch einen Moment, und die höchste Freude kann da seyn.“

Fabia wurde immer scheuer und ehrerbietig.

tiger. Ein Mädchen, dachte sie, Valerius Schwester, dringt in meinen Kerker, bringt mich un-
gesehen aus Antemna; jede Hütte steht ihr of-
fen; sie führt mich durch Wälder, und keine
Gefahr nähert sich ihr. Wer ist das unbegreif-
liche Wesen, in dessen Schutze ich bin, dem
selbst die grausamsten Herzen gehorchen?

Wenn alle Menschen verlassen haben, der
wendet sich zuletzt an den Himmel. In der lan-
gen Einsamkeit hatte Fabia verlernt, von den
grausamen Menschen etwas zu hoffen, und ihre
Einbildungskraft war überspannt geworden.
Sie betete allein zu den Göttern; und oft schien
es ihr, als umhauche sie ein überirdischer Glanz,
als höre sie das Rauschen einer helfenden Gott-
heit. Sobald man ihr sagte, Valerius sey nicht
mehr, versank sie in den Abgrund der Verzwei-
flung; aber sie hatte die Götter noch um Eins
zu bitten: um den Tod; und die Hoffnung auf
ihn erhob sie wieder.

Nun erschien so plötzlich, so unerwartet,
ein helfendes Wesen, diese Septimia, und
versprach in dunklen, Göttersprüchen ähnlichen,
Worten nahe Hülfe. Jetzt wäre die wirkliche
Fabia, ihres Valerius Schwester, ihr lieber
gewesen, als eine der Unsterblichen, denen sich
ihr Herz sonst so gern vertraute. Auch wagte sie
es noch nicht, ihre Führerin für mehr als für
eine Sterbliche zu halten. Sie fragte: wie

hast du es möglich machen können, mich zu befreien?" Septimia gerieth in Verwirrung, antwortete ihr nichts Bestimmtes, und vertrauete sie auf die Zukunft. Fabia's Phantasie wurde reger; Septimia immer geheimnißvoller, und mit jedem Schritte zärtlicher, froher, feierlicher.

Die Vorstellung, wie nahe die unglückliche, innig von ihr geliebte, Fabia dem höchsten Stücker war — diese Vorstellung wirkte mit großer, erhebender Kraft auf Septimien. Jetzt stand sie still, ah das bleiche Mädchen mitleidig an, und wurde von dem Gedanken ergriffen: wie glücklich wird sie werden! Ihr großes Auge funkelte; eine hohe Röthe goß sich über ihr Gesicht, eine triumphirende Freude besetzte sie. Jauchzend fiel sie Fabien um den Hals, und sagte mit einer so sicheren Stimme, als leitete sie das ewige Schicksal: sey ruhig, Fabia! Die Götter können beglücken; und dich beglücken sie gewiß!

Versunken in trostlosen Gram über ihr langes Leiden, und doch gehoben durch die Versicherung ihrer unbegreiflichen Begleiterin, nahm Fabia mit ihrer Phantasie den kühnsten Flug. Was sonst konnte sie retten und beglücken, als der süße Tod? — Sie folgte in schwärmenden, zweifelnden Gedanken Septimien über die Weinberge von Alba; und am

Abend des dritten Tages erreichten sie den heiligen Hain, worin der Priester Julius wohnte. Als sie unter die dunkeln Eichen traten, wendete sich Septimia auf einmal, ergriffen von der Vorstellung des nahen Augenblicks, lebhaft zu Fabien, und sagte mit einer Umarmung: Fabia, du bist am Ziel! Fabia zitterte; ihre Brust war voll von einer großen Ahnung. „Hier, hier!“ rief sie, und sank auf die Kniee: „hier! ich ahne! . . . Wie ist mir? Wer bist du?“

Valerius Schwester, antwortete Septimia sanft, und führte sie weiter durch finstres Gebüsch, über Höhen und durch Thäler. „Wohin führst du mich?“ fragte Fabia bebend. Dem Glücke entgegen, war die Antwort.

Nach einigen Augenblicken standen sie vor einer einsamen Hütte, und sahen darin einen Tisch mit Früchten, Wasser, Milch in reinlichen Gefäßen, und ein reinliches Lager. Hier laß uns essen, sagte Septimia, und dann ruhen. Es war alles still und dunkel; aber Septimia wußte sich zu finden, als hätte sie hier ihr Leben zugebracht. Fabia legte sich nieder; doch vor Ermattung von den Träumen ihrer entbrannten Einbildungskraft, und von dem Wege, konnte sie erst gegen Morgen einschlummern, und überdachte bis dahin ihr wunderbares Schicksal.

Die Hütte, in der sie mit Septimien war, hatte der Priester in dem ödesten Theile des Waldes erbauet. Der Weg von Alba führte an ihr vorüber, und sie war für jeden ermüdeten Wanderer bestimmt, weil es hier in der Nähe keine Quelle und keinen Fruchtbaum gab.

Septimia glaubte, Fabia wäre nun hinlänglich auf ein unerwartetes Glück vorbereitet, und wollte nur warten, bis diese eingeschlummert wäre, um still zu ihrem Vater zu gehen. Sie hoffte, bei ihr ihren Bruder Romulus zu finden, und von ihm zu lernen, wie sie sich weiter verhalten sollte; doch sie mußte bleiben, weil Fabia sich seufzend auf dem Lager hin und her warf.

Als gegen Morgen, eben beim Hervorbrechen der Sonne, Fabia einschlummerte, setzte Septimia sich noch eine Weile an ihr Lager, und horchte auf ihren Athem; dann stand sie leise auf, und ging auf einem weiten Umwege, durch Gebüsch, nach der Wohnung ihres Großvaters, den sie erst allein zu sprechen wünschte, weil sie nicht wußte, ob sie sich ihrem Bruder schon zeigen dürfte.

Fabia erwachte bald. Als sie bemerkte, daß sie allein war, rief sie; Septimia! Doch niemand antwortete. Sie erschrock, sprang auf, und trat vor die Hütte. Ringsum war eine Todtenstille, und alles Rufen nach ihrer Be-

gleiterin verhallte in der Luft. Auf einmal erhob sich in der Ferne eine sanfte Harmonie von Flöten, die ein lieblicher Gesang begleitete. „Wo bin ich?“ rief Fabia erschreckend und außer sich. Athemlos schwankte sie vorwärts, den beruhigenden Tönen entgegen.

Unter dem Hügel, auf dem die Hütte stand, wurde der Wald lichter, und vor ihm lag eine schöne Wiese, von Bäumen und blühenden Gebüsch beschattet. Je weiter Fabia ging, desto lieblicher wurde die Gegend, desto mehr Lauben von Rosen und Myrten sah sie; und in der Ferne standen lichte Gebüsch, hinter denen die Flötentönen und der heilige Gesang her zu kommen schienen. „O, ihr Götter,“ rief sie, und blickte mit stammenden Augen gen Himmel: „wo bin ich?“ Sie bog um ein Myrtengebüsch, und sah in der Ferne auf der lieblichen, schattenreichen Wiese Menschen, alle im weißen heiligen Gewande, alle mit Kränzen in den Locken, die meisten mit Flöten oder Lauten in den Händen, Mütter, mit Säuglingen auf den Armen, von dem Zauberlichte des Morgens umflossen. Ihre erhitzte Phantasie wurde noch glühender. „Hier!“ rief sie, „hier in den Gefilden der Seligen! . . . O ihr Götter!“ setzte sie sogleich zweifelnd hinzu: „was wag' ich zu denken!“

Sie näherte sich, jetzt langsam, jetzt ei-

lend, daß ihr Gewand in der Morgenluft flatterte. Eine Enkelin des Priesters bemerkte sie, und sagte es den Andern. Aller Blicke wendeten sich nun zu ihr hin, und der Greis ging ihr entgegen. So wie sie näher kam, blickte sie ringsumher, hefte, und rief: Valerius! Der Jüngling stand noch zweifelnd da, und ging mit Bittern vorwärts. Fabia stürzte mit ausgebreiteten Armen, mit lautem Geschrey, auf ihn zu, und sank ohne Sinne an seine Brust. Er hielt sie in den matten Armen, rief mit der letzten Kraft: Fabia, du lebst! und sank, noch immer die Geliebte an die Brust drückend, zu Boden. — Alle umringten erstaunend die beyden Liebenden. Alle fragten einander was ist das?

An diesem Morgen wollte der Greis seinem Enkel entdecken, daß Fabia noch lebe; und nun kam diese ihm zuvor. Jetzt eilte auch Septimia herbei. Sie hörte schon in der Ferne den Mahmen Fabia rufen, und sah, als sie näher kam, diese ohnmächtig, bleich, in Valerius Armen liegen. Mit elenden, abgebrochenen Worten erzählte sie was sie wußte, was sie gewollt hatte; aber man hörte sie kaum, und war um das liebende Paar her beschäftigt, es in das Leben zurückzurufen. Valerius öffnete endlich die Augen, und sein erster Blick suchte die Geliebte. Sein Großvater bat ihn, sich zu verbergen, daß nicht aufs neue sein Anblick Fabien

allzu heftig erschüttere. Nun stellte sich Valerius hinter einige seiner Verwandtinnen, und flüsterte seufzend: ja, sie lebt! sie lebt!

Endlich hob auch Fabia die matten Augen, und blickte forschend rings umher. „Wo bin ich?“ fragte sie; „war es ein Traum? Ich sah ihn: bei den Göttern! ich sah ihn. O, selige Schatten, gebt mir ihn wieder!“ Sie legte die Hand an die Stirn, als wollte sie sich sammeln, und blickte dann aufs neue rings umher. „Wo bin ich? Ist dies?“ — fragte sie leise, als zweifelte sie wieder — „das stille Land der Ruhe? . . . Hieher“ — so wendete sie sich, ängstlich erzählend, an Valerius Mutter — hieher führte mich, ich weiß nicht wer. O, wo bin ich? Aber ich sah ihn. Bei den Göttern! ich habe ihn gesehen. O, sage mir, lebe' ich? bin ich? Oder hat mein Unglück mir den Verstand geraubt?

Septimia begriff jest, was Fabia meynen konnte, und flüsterte es ihrem Großvater zu. Schnell trat dieser nun näher zu Fabien, und sagte erhaben, feierlich: du bist im Lande der Ruhe, Fabia, im Lande des Glückes, wo die Verfolgung aufhört. Nur in deiner Brust ist die Ruhe noch nicht. Du sollst deinen Valerius sehen, und ihn ewig haben.“ Sie lehnte das müde Haupt an des Greises Brust, und nun erhob sich, auf ein Zeichen, das er gab, ein

sanfter Gesang voll Friedens, von lieblichen Flötentönen begleitet.

„Also in dem stillen Lande der Schatten bin ich?“ fragte Fabia, wieder zitternd. — Sieh, erwiderte der Greis, um der Antwort auszuweichen — hier ist Valerius Mutter! und Fabia lehnte sich matt an ihren Busen. Indes der Gesang noch immer tönte, wendete sich der Greis zu Valerius, und sagte: suche ruhig und heiter zu scheinen; du rettetest damit ihr Leben. — Er führte seinen Enkel langsam auf Fabia zu, deren Gesicht die Mutter nun mit den zärtlichen Worten: „meine geliebte Tochter!“ aufhob. Lächelnd, mit ruhiger Miene — obgleich sein Herz vor Entzücken hoch schlug — ging er an der Hand seines Großvaters langsam zu der Geliebten hin, reichte ihr zärtlich die Hand, und sagte: nun ewig meine Fabia! Sie sah ihn mit Thränen in den heitern Augen an, befühlte seine Hand, lehnte sich an seine Brust, und sagte leise: „Valerius, wo bin ich?“ — Unruhe, Zweifel, Ungewißheit ihrer Gefühle, brachten sie glücklich über diesen gefährlichen, tödtenden Augenblick der Freude hinweg. Jetzt sagte der Greis sogleich: diese Septimia, Valerius Schwester, führte dich zu uns. Sie ist die Gattin deines Bruders Fabius. Noch immer stand Fabia erstaunt da. Dies, sagte nun Valerius, dieß, geliebte Fabia, ist der heilige

Hain, der Aufenthalt meiner Jugend! — Bei diesen Worten zerfloß ihr täuschender Traum. Sie sank mit einem lauten Freudengeschrei in des Geliebten Arme, und rief: du lebst Valerius? du bist mein? ich lebe? und deine Schwester ist meines Bruders Gattin? O, jetzt fange ich an zu begreifen! Ihr guten Götter! Aber noch immer weiß ich nicht . . . Du warst ja todt! Hersilia sagte mir, sie habe deinen Leichnam gesehen. — Man hatte ihr, sel Septimia ein, den Körper eines ermordeten Mannes gezeigt. Sie war betrogen wie du. — Nun, von allen Zweifeln befreiet, überließ sich Fabia in Valerius Armen dem unnennbaren Entzücken der glücklichen Liebe. Augenblicke, die nur gefühlt werden können, die theuersten Augenblicke des sterblichen Lebens: wer kann sie beschreiben!

Und hätte, sagte der Greis, jedes Leben nun Einen solchen Augenblick: wer wollte nicht muthig das Leiden ertragen, mit dem er erkaufst wird!
